

Friedrich Ernst Peters

Friedrich Ernst Peters
erzählt Döntjes

Friedrich Ernst Peters.

Friedrich Ernst Peters
Friedrich Ernst Peters erzählt Döntjes

Friedrich Ernst Peters

Friedrich Ernst Peters
erzählt Döntjes

Digitale Edition : Friedrich Ernst Peters

Universität Potsdam 2013

Typoskript aus dem Nachlass der Erben und Typoskript aus dem Nachlass der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek in Kiel (Cb 106.41:1:17,01-04).

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:
Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
3.0 Deutschland

Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Herausgegeben von Ulrike Michalowsky

Online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2013/6101/>

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus-61019](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-61019)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-61019>

Für Ihre wertvollen Ratschläge bei der Überarbeitung der plattdeutschen Rechtschreibung danke ich Annemarie Jensen, einer exzellenten Kennerin und Erforscherin des Plattdeutschen.

Für die Bereitstellung eines Typoskriptes aus dem Nachlass von Friedrich Ernst Peters danke ich der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek, insbesondere Frau Dr. Kornelia Kückmeister.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|-----------------------------------|----|
| [„Speckdänen“] | 9 |
| [Carl Graf von Platen-Hallermund] | 10 |
| Dithmarschen und der Adel | 12 |
| [Nikolaus Bachmann] | 14 |
| Hans Holtorf und die Angeliter | 18 |
| [Fritz Lau und Gustav Frenssen] | 21 |
| [Friedrich Hebbel] | 22 |
| [Kantor Pauly] | 28 |
| Luhnstedter Geschichten | 30 |

[„Speckdänen“]¹

1.

In Schleswig, so um das Jahr 1946, wird deutsche und die sogenannte dänische Jugend in demselben Haus erzogen, und zwar in der Wilhelminenschule. Und zwischen Dänen und Deutschen besteht natürlich, wie das so sein muss unter anständigen Nationalitäten, mindestens kalter Krieg. Da kommt eine kleine Gruppe von Jungen daher – Nationalität ist ja so von außen nicht festzustellen – und einer der Jungen sagt zu seinen Kameraden: „Minsch, Du, de Düütschen, de Öös, de sünd so frech!“

2.

Oder auch es wird der Nationalitätenkampf an einer Holzplanke ausgefochten, die sich an der Michaelisallee entlangzieht, und deshalb könnte man ja hier von Grenzplänkeleien sprechen. Da kann man also lesen: „Die Deutschen sind doof, denn sie fressen Rüben.“ Es ist ja freilich wahr, dass Speckpakete aus Dänemark besser schmecken und ja vielleicht auch nahrhafter sind.

3.

Eines Tages kommt in mein Haus ein alter Maurer, der irgendeine Kleinigkeit zu reparieren hat. Mit einem Male lacht er trocken, aber glücklich in sich hinein und sagt: „Wenn wi nu däansch warrt, denn kööp ik mi toerst so 'n poor schöne blaue Hemden, as dat fröher geev.“ Nun ja, was soll man dazu sagen? Ihm war das dänische Hemd näher als die deutsche Haut.

¹ Grundlage des Textes ist ein im Nachlass der Erben gefundenes handschriftlich korrigiertes Typoskript „Friedrich Ernst Peters erzählt Döntjes“ sowie ein zweites Typoskript aus dem Nachlass F. E. Peters der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek in Kiel. (Cb 106.41:1,17,01-04). Die meisten Überschriften wurden von der Herausgeberin festgelegt und sind durch eckige Klammern gekennzeichnet, die Titel „Dithmarschen und der Adel“ sowie „Luhnstedter Geschichten“ stammen von Peters. [Anm. d. Hrsg.]

[Carl Graf von Platen-Hallermund]

1.

Schleswig-Holstein war ja in früheren Zeiten eine Provinz und schmachtete unter dem preußischen Joch. Aber es gab neben der königlichen Regierung in Schleswig die Provinzialselbstverwaltung, und ihr stand der Graf Carl von Platen vor. Der alte Landeshauptmann wusste aus seinem Amt, besonders auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge, manch schöne Geschichte zu erzählen. Eines Tages verlässt er, schon nach ein Uhr, das Landeshaus in Kiel: Auf der Treppe kommt ihm eine Frau aus dem Volke entgegen. Er fragt sie: „No, mien gode Fro, wo wüllen Se denn hen?“ – „Ja“, seggt se, „ik wull mal mit 'n Landeshauptmann snacken.“ – „Ja, mien beste Fro“, seggt Graf Carl, „de Landeshauptmann, dat bün ik. Un mien Deenst is ut, ik wull nu jüs na Huus gahn.“ – „Ja“, seggt se, „Herr Graf, dat is jo man so, ik kaam ja nu so wiet her mit 'n Zug, un denn mutt ik noch vun de Bahn en ganzen Stoot na Huus lopen, und wenn ik nu wedderkamen mutt, denn is dat je doch 'n groten Ümstann.“ – „Na, mien gode Fro, denn kaamt Se man mit.“ Der Graf geht also mit der Frau wieder die Treppen hinauf in sein Dienstzimmer und fragt: „Wo heten Se denn?“ – „Ja, ik bün Fru Suhr.“ – „Un wat hebbt Se op 'n Harten?“ – „Ja, Herr Graf, ik wull mal mit Se snacken, dat is wegen mien Jung, de in 'e Fürsorge is, und dor wull ik em nu ruthebben.“ – „Nä, mien beste Fru Suhr“, seggt Graf Carl, „dat geht jo nich so eenfach. Dat mutt ik mi eerstmal ansehen. To 'n Glück is dor noch een vun mien Lüüd in 't Büro.“ Der Graf lässt sich die Akten kommen, blättert darin ein bisschen herum, und dann sagt er: „Ja, Fru Suhr, dat deit mi leed, aver dor kann nix ut warrn. De Jung, de kann ni rut ut de Fürsorge, denn ik lees hier nu, Ehrn Mann, dat is jo 'n Süper.“ – „Jo, jo, jo, Herr Graf, dat is he jo.“ – „Ja, Fru Suhr, dor is nix bi to maken.“ – „Denn kreeg ik jo ok den annern ni rut! Den annern Jung, den tweten, de is jo ok bi Se.“ – „Bi mi“, seggt de Graf, „de is bi

mi?“ – „Jo, de is doch in Sleswig in 'e Idiotenanstalt.“ – „Ja nä, den is ja nu gor nich vun to snacken, Fru Suhr, nä! Aver nu seggen Se mi doch bloß mal, wo sünd Se denn dorto kamen, den Süper to heiraten? Wiesen Se mi doch mal Ehr Hannen!“ Der Graf besieht sich die Hände der Frau und sagt: „Dat kann ik jo sehn, Fru Suhr, Se sünd en anstännige Fro, Se arbeidt flietig, – aver dat kann ik nu gor ni verstahn, worüm hebbt Se denn nu den Süper heiraadt?“ – „Jo“, seggt se, „Herr Graf, dat weer jo so: düssen Jung, de dor in 'e Fürsorge is, den harr ik al vörher hatt. Ja, un Herr Graf, dat is jo so wiet to: Wenn so wat vörfullen is, denn hett man jo naher nich mehr so de Utwahl.“

2.

Eine andere Anekdote aus dem sozialen Wirken des Grafen Platen: In Innien im Kreis Rendsburg besteht ein Heim für gefallene Mädchen, dem ein Pastor vorsteht. Dieser will die ungewöhnliche soziale Wirksamkeit seines Instituts wie so viele Zeitgenossen mit dem Mittel der Statistik beweisen. Eines Tages wird da zur Besserung eine Jungfrau eingeliefert, die vor noch nicht langer Zeit Zwillingen das Leben gegeben hat. Graf Platen ist natürlich über diesen Fall unterrichtet. Das Mädchen bessert sich offensichtlich und kann bald entlassen werden. Aber es vergeht nur die von der Natur gesetzte Zeit - und siehe da, sie gebiert wieder, diesmal aber nur *ein* Kind. Beim nächsten Zusammentreffen mit dem Pastor fragt Graf Carl lachend: „Na, was sagen Sie denn nun zu dem Fall?“ – „Ach, Herr Graf“, meint der Pastor, „das ist ja eine ganz, ganz traurige Sache.“ – „Wieso, Herr Pastor? Im Gegenteil, sagt der Graf, „das ist doch was für Ihre Statistik! Ein offensichtlicher Erfolg! Fünfzig Prozent Besserung!“

Dithmarschen und der Adel

1.

Es kommt ein junger Graf Reventlow nach Dithmarschen, um sich einzuarbeiten in den Weisskohlanbau, der dort auf einer beträchtlichen Höhe steht. Einmal benutzt er die Gelegenheit, um mit Gleichaltrigen ins Nachbardorf hinüberzugehen zu einem Tanzvergnügen. Na, dat is ja nu 'n frömmen Hahn op unsen Mis-sen! Die Burschen aus dem Dorf, in dem das Fest stattfindet, betrachten denn auch diesen etwas sonderbar aussehenden Jüngling bald mit Misstrauen. Schließlich fragt einer von ihnen: „Segg mal, wat is dat eigentlich för een, den ji dor mitbröcht hebbt?“ – Er bekommt die Antwort: „Dat is 'n Graf Reventlow.“ – „Wat“, seggt de anner, „'n Grafen Reventlow? Ik denk, de hebbt wi all doothaut bi Hemmingstedt. Is dor no een vun na?“

2.

An der Straße zwischen Heide und Meldorf liegt der Hof des Bauern Doorn, der nach Dithmarscher Brauch wegen seines Reichtums und weil er überhaupt ein sehr angesehener Mann ist, den Namen Vollmacht führt. Er lebt jetzt mit seiner Frau auf dem Altenteil. Mit ihrem Haus ist es so bestellt, dass es einen Anbau hat, der einer Durchfahrt ähnlich sieht.² Da kommt einmal ein leichtes Fuhrwerk daher. Der Fuhrmann, ein sehr distinguiert aussehender älterer Herr, vermutet in dem Anwesen eine Gastwirtschaft, hält an, geht ins Haus hinein und findet in der Stube Vollmacht Doorn und seine Frau. Die Frau Vollmacht sitzt hinter

² Eine Durchfahrt (bzw. einen Raum zum Versorgen der Pferde) gab es früher bei Gastwirtschaften („Ausspannwirtschaften“). Deswegen auch die „Verwechslung“ des Hauses Doorn mit einer Wirtschaft, in der man einen Grog bekommt. Das sogenannte „Durchgangshaus“, das seit dem 18. Jahrhundert als Hufnerhaus in der Gegend durchaus üblich war, hatte die Durchfahrt von der Diele neben der Wohnstube durch die sogenannte Achterdöör nach außen. S. *Heimatbuch des Kreises Rendsburg*, S. 69, 70. [Anm. d. Hrsg.]

dem Ofen und raucht ihre Kalkpfeife.³ Der Eintritt des Fremden kann sie keineswegs dazu bewegen, die Pfeife einmal aus dem Mund zu nehmen. Der Fremde begrüßt Vollmacht Doorn: „Moin, moin, kunn ik woll 'n Grog kregen?“ „Jo gewiss“, seggt Vollmacht, „gewiss könnt Se dat.“ Er geht hinaus in die Küche und kommt nach einiger Zeit mit zwei dampfenden Groggläsern zurück. Als die geleert sind, fragt der Gast: „Kunn ik woll noch een kregen?“ – „Ja gewiss, gewiss könnt Se ok noch een kregen“, und Vollmacht trinkt wieder einen mit. Als dann der Gast weiterfahren will, fragt er: „No, wat bün ik denn schüllig?“ – „Nä“, seggt Vollmacht, „schüllig – schüllig sünd Se mi nix.“ – „Ja wieso denn?“ – „Ja“, seggt Vollmacht dor, „düt is keen Kroog!“ – „Jo, aver, aver ..!“, – „Tja, tja, dat maakt doch nix, worüm schüllt Se nich 'n Grog bi mi trinken? Könnt Se doch gern, aver betahlt ward nich!“ – „Denn bedank ik mi ok veelmals“, seggt de Gast, un denn rut ut de Döör, Vollmacht achteran und grööt af un kömmt denn wedder rin. Dor seggt Tante Doorn, de hett noch keen Wort seggt: „Doorn“, seggt se, „wat weer dat för een?“ – „Jo, Mudder, dat weer Graf Rantzau.“ Dor nehm Fro Vollmacht gau de Piep ut 'n Mund und seggt: „O nä ok doch, Doorn, dat hest mi doch seggen mösst, denn harr ik doch mal de Piep ut 'n Mund nahmen.“

³ In einigen Regionen Norddeutschlands, u.a. auch in Dithmarschen, war es üblich, dass die Frauen Pfeife rauchten, meistens eine Kalkpfeife oder eine halblange Pfeife (s. *Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch*, hrsg. Otto Mensing, Neumünster, 1927ff.) [Anm. d. Hrsg.]

[Nikolaus Bachmann]

1.

Es ist einmal wieder die Gelegenheit, dass die Schleswig-Holsteinische Prominenz zusammenkommt, wir alten Karpfen, die wir uns dann bei solchen Gelegenheiten immer freundschaftlich beschnuppern. Wir sitzen also auf der Terrasse des Kurhotels in Glücksburg, und in der Tischrunde sitzt auch der alte Maler und Bildhauer Nikolaus Bachmann aus Heide. Es geht an unserm Tisch vorbei Dr. Steinhäuser aus Flensburg und Nikolaus Bachmann ruft ihm zu: „Goden Dag, Du dumme Hund!“ Nach kurzer Zeit kommt Dr. Steinhäuser an den Tisch zurück, nimmt Platz und sagt: „Ja also, was Herr Bachmann mir da eben zugerufen hat, das muss ich doch noch etwas erläutern; denn im Allgemeinen pflegt man sich ja nicht so zu begrüßen. Also stellen Sie sich vor: Ich habe in Heide zu tun, gehe in einen Krug und finde da an einem Tisch Onkel Niklas mit einem beleibten, rotgesichtigen Mann beim Grogtrinken; es handelt sich um einen Dithmarscher Viehhändler. Onkel Niklas stellt mich also vor: „Dat is Doktor Steinhäuser ut Flensburg.“ Der Viehhändler erhebt sich von seinem Platz, macht eine Verbeugung, natürlich eine ironische vor dem akademischen Grad des Hinzutretenden, der da Platz nimmt und nun ja mit hineingezogen wird in den Strudel des Grogtrinkens. Nach einiger Zeit sagt der Viehhändler – hier muss eingeschaltet werden, dass natürlich bei währendem Grogtrinken es unvermeidlich ist, nur Plattdeutsch zu reden und sich dann auch zu duzen – also der Viehhändler sagt: „Segg mal, ik kenn en Buern Steinhäuser in Niendörp bi Meldörp. Hest Du dor wat mit to doon?“ – „Jo, segg ik, dat 's mien Vadder.“ – „So, seggt de Veehhändler, un denn büst du Doktor, Du dumme Hund!“

2.

Der Maler Nikolaus Bachmann ist im Februar 1962⁴ im siebenundneunzigsten Lebensjahr in Heide gestorben. Er konnte also eine Vergangenheit von einigen Ausmaßen übersehen. Nikolaus hieß im ganzen Lande nur „Onkel Niklas“, und es tat ihm ja auch wohl, aber es konnte ihn doch wohl nicht ganz entschädigen für den Glanz, der früher über seinem Leben gelegen hat, als er von der Kaiserin in erster Linie am kaiserlichen Hof in Berlin beschäftigt wurde. Nikolaus Bachmann hat 1914 das letzte Ölporträt von Wilhelm II. gemacht. Auch musste er im Auftrage der Kaiserin den Herzog von Augustenburg, Friedrich II., porträtieren: Natürlich ist die Zeit in Berlin die Glanzzeit seines Lebens gewesen. Einmal hat die Kaiserin verabredet, dass Nikolaus ins Schloss kommen soll, um einiges zu besprechen über die Arbeiten, die geplant sind. Natürlich braucht Niklas sich nicht zu Fuß dahin zu begeben, sondern es kommt eine kaiserliche Kutsche und holt ihn ab, und so fährt er dann ins Schloss ein. Wenn ein kaiserlicher Wagen kommt, ist die Schlosswache natürlich etwas nervös, denn man weiß ja nie – in der Regel wird ja irgendeine fürstliche Persönlichkeit in der Kutsche sitzen – und also muss die Wache ins Gewehr treten. Und auch hier handelt man nach dem alten soldatischen Grundsatz: lieber einmal zu viel als einmal zu wenig. Es sitzt neben dem Offizier, der mit der Abholung beauftragt worden ist, ein kleiner Mann in Zivil, aber die Welt ist ja nicht allgemein so weit fortgeschritten und hat nicht in jedem Falle die einzig mögliche Staatsform. Es gibt ja – wir können uns keinen rechten Begriff davon machen – aber es gibt ja in der Tat Länder, die als Staatsoberhaupt einen Zivilisten haben. Und so ist es ja immerhin möglich, dass der Zivilist da neben dem preußischen Gardeoffizier der Präsident so einer vermuchelten Republik irgendwo ist. Der Wachhabende findet es denn doch ange-

⁴ Nikolaus Bachmann ist am 10. Februar 1962, Friedrich Ernst Peters acht Tage später am 18. Februar 1962 gestorben. Im Typoskript stand „im November dieses Jahres“. Die Wörter wurden durchgestrichen und handschriftlich ersetzt durch „Februar 1962“. Womöglich hat die Niederschrift der *Döntjes* Ende 1961 stattgefunden. [Anm. d. Hrsg.]

bracht, die Wache ins Gewehr zu rufen. Die Wache tritt an, präsentiert, Niklas grüßt und denkt dabei: „Mensch, Niklas, wenn di *nu de Heider* sehn kunnt!“

3.

Einige schleswig-holsteinische Maler treffen sich in einer Ausstellung von Bildern Nikolaus Bachmanns, unter ihnen auch der trockene Wilhelm Petersen. Die Maler stehen vor den Gemälden ihres älteren Kollegen, sagen nicht viel, urteilen nicht so hart, denn Nikolaus ist ja doch immerhin eine ganz verehrungswürdige Persönlichkeit. Er ist zwar nun alt und sozusagen abgetan, aber immerhin – er arbeitet noch, und man muss seine Arbeiten mit der gebotenen Milde betrachten. Da versammeln sie sich also vor einem Gemälde, das „Kornfeld“ heißt. Ein Feld, auf dem die Garben aufgereiht stehen. Diese Garben gefallen aber den Malern nicht so ganz, sie finden alle, dass die Garben mehr wie *Kornsäcke* aussehen, sagen es aber nicht, bis schließlich Wilhelm Petersen in seiner trockenen Weise sagt: „Süh, Onkel Niklas hett 'n Arbeitsgang inspoort.“

4.

Mein Freund, der Maler Hans Holtorf,⁵ ist Sohn eines Gerichtssekretärs in Schleswig. Er besuchte die Domschule, und Vater Gerichtssekretär sah natürlich für seinen Sohn die große Laufbahn schon voraus. Er sah ihn als Amtsrichter mindestens, aber er wurde enttäuscht, denn dieser aus der Art geschlagene Sohn tat seinen Willen kund, Maler werden zu wollen und tat das so ernsthaft und bestimmt, dass Vater Holtorf denn doch schließlich dem Plan seines Sohnes näher treten musste. Die Reifeprüfung sollte aber erst abgelegt werden, denn es könnte ja immer-

⁵ Seinem langjährigen Freund Hans Holtorf hat Friedrich Ernst Peters über 200 Briefe geschrieben, die sich im Nachlass des Malers in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek befinden. Einige wurden veröffentlicht, s. Holtorf, Hans: „Friedrich Ernst Peters. Aus seinen Briefen an Hans Holtorf“, in: *Schleswig-Holstein*, 22, 1970, S. 214-216. [Anm. d. Hrsg.]

hin sein, dass er seinen Sinn änderte; und die akademischen Würden und Ehren waren dann ja immerhin noch erreichbar. Als Hans älterer Schüler der Schleswiger Domschule war, wollte Vater Holtorf doch seinem Sohn nichts mehr in den Weg legen. Er besann sich nun darauf, wo man sich etwa über die Pläne und über die Aussichten eines jungen Menschen, der Maler werden wollte, erkundigen könnte. Er kannte nur einen einzigen Maler, seinen Landsmann und Jugendfreund Nikolaus Bachmann aus Heide. Eines guten Tages wurde also die Reise nach Heide beschlossen. Hans musste seine Zeichnungen zusammenpacken; er sollte sie dem Meister in Heide vorlegen. Niklas betrachtete die Zeichnungen ziemlich flüchtig, als wenn es lauter Bagatellen seien, auf die nicht viel zu geben wäre. Aber dann fragte er den Schüler Holtorf: „Nu segg mal, mien Jung, kannst Du veer Weken jeden Dag und jeden Dag Arfensupp eten?“ – Darauf antwortete ihm Hans Holtorf, der sich das überlegt hatte und wohl fand, dass Erbsensuppe ein ganz gutes Gericht sei: „Ja, das kann ich.“ Nikolaus sagte darauf: „Denn kannst ok Künstler warrn.“

Hans Holtorf und die Angeliter

1.

An der Flensburger Außenförde, im Gebiet von Langballigau haben sich im Laufe der Jahre allerlei Künstler angesiedelt, die natürlich in der angestammten Angeliter Bevölkerung wie Fremdkörper wirken. Nur einer hat die Achtung und Anerkennung der Eingeborenen in vollem Maße errungen: der Maler Hans Holtorf aus Bockholmwik, der gern von seinen Gesprächen mit seinem Nachbarn Hanne Andresen erzählt.

Hanne Andresen hat ein besonderes Interesse für medizinische Fälle, die im Dorf vorkommen. So haben sie also aus Bockholmwik Georg Lassen nach Flensburg gebracht. „Jao, Cheorg hebbt se jao nu na Flensborg bröcht, na de Dickenissen. Un nu is dat jo so mit em: he harr jo al so lang klaagt, harr jo ümmer Liefweh. Un nu kummt he dor hen, und dor stellt sik rut, dat is gor nix mit de Lief. Wat is los mit em? He hett twölf Finger in 'e Darm! Nu segg mal, Maler, vesteihst Du dat? Cheorg is je doch keen Minschenfreter! Hett he twölf Finger in 'e Darm! Wosüng kaamt de dor hen?“

2.

„Moin, Maler,“ – „Moin, Hanne, wo geiht di dat?“ – „Mi geiht dat jo ümmer goot, aver mit mien Fro, dat is jo nu 'n dolle Geschicht. Mit den ollen Bandwurm hett se jo ümmer to doon!“ – „Ja“, seggt Hans Holtorf, „dat mutt jo woll unangenehm wesen.“ – „Jo, dat is heel unangenehm, un ik heff dor jo ok veel mit to doon hatt. Dat hett mi al lang de Luun verdorben. Aver segg man nix, Maler, dat ward nu beter. Se schall nu 'n Bandwurmkurus dörmaken.“

3.

Mit de ollen Fremdwörter, dat is jo ümmer so 'n doll Stück. Hanne Andresen kommt na Minna. Minna hett 'n Kroog un ok 'n

Hökerladen dorbi. Hanne hett al höört, dat se den Avend bi Minna tosamen ween sünd – un dor hebbt se bannig Grog drunken. „Na“, seggt Hanne Andresen, „na, Minna, güstern Avend weer je woll wat los bi Di? Dat is je woll hooch hergahn.“ „Och“, seggt Minna, „dat weet ik nich. Duun weren wi jo nich, dat weer Sünne un seggen, wi weren bloß 'n beten mall.“ – „Jo“, seggt Klas, „weer Peter ok dor?“ – „Jo, Peter weer ok dor.“ „Wat maker he denn?“ froog Klas. „Jo, Peter, de kladder op de Disch un danzer dor mang de Grogglöös.“ – „Naah ...“, seggt Hanne, „in *dat* Studium weer he!“

4.

In der Künstlerkolonie an der Flensburger Förde lebte auch der Pianist Eduard Erdmann, der sich nach der Meinung der Angeliter Bauern sehr sonderbar aufführte.⁶ Im Sommer, wenn er nicht auf Konzertreisen zu gehen brauchte, ließ er sich einen Vollbart stehen und lief in einer Mönchskutte umher. Da fragte einmal ein Angeliter Bauer den Maler Holtorf: „Segg mal, Maler, de dore Klaveerspeler, is he verrückt?“ „Nä“, seggt Hans Holtorf, „he is doch nich verrückt!“ Und darauf mit äußerster Bestimmtheit der Bauer: „Denn ward he 't aver!“

5.

Ein anderes Mal muss Hans Holtorf wieder zur Aufklärung über diesen sonderbaren Professor herangezogen werden. „Segg mal, Maler, de Professor, dor, worüm is he eigentlich so berühmt? Mein Chott, dat chifft jo doch so veel Klaveerspelers, kann he denn so besonnens chau?“⁷

⁶ Eduard Erdmann (1896-1958) war ein hochbegabter Pianist und Komponist, der Anfang des 20. Jahrhunderts begeistert für die neue zeitgenössische Musik (u. a. von Arnold Schönberg und Alban Berg) eintrat. Er hatte sich mit seiner Frau Irene ein Landhaus in Langballigau an der Flensburger Förde gekauft. Nach Berichten von Freunden und Bekannten interessierte er sich wenig für das eigene äußere Erscheinungsbild und trat entsprechend eigenwillig auf. Seine Tochter Jolanthe wurde die zweite Frau Emil Noldes. [Ann. d. Hrsg.]

⁷ **chau**: Angelner Variante für „gau“: schnell

6.

[...] von dem Vater [eines von ihm verehrten Künstlers und] späteren Freundes [...],⁸ erzählt Hans Holtorf folgende Geschichte:

Der ehrsame Bäckermeister Hansen aus Meldorf⁹ ist am Abend in einen Krug gegangen, hat gute Gesellschaft gefunden und ziemlich viel mehr getrunken, als sonst seine Art ist. Aber schließlich muss er ja einmal nach Hause. Er tritt vor die Tür des Kruges: Es regnet. Aber Mutter wird ja zu Hause warten, und es geht nun nicht länger, es ist nicht ratsam, noch einmal in den Krug zurückzukehren. Er wagt sich in den Regen hinaus, der auf der Wanderung nach Hause immer heftiger und immer heftiger wird: Es plätschert und strömt nur immerzu. Und der Bäckermeister Hansen betritt also endlich – ziemlich nassgeworden schon – sein Haus und empfindet das Bedürfnis, sich von Flüssigkeiten, von denen er große Mengen in sich hineingegossen hat, nun noch einmal wieder abschließend zu befreien. Nachdem er nun aber die Segnungen eines Daches über dem Kopf einmal kennengelernt hat, wagt er sich nicht mehr hinaus über den Hof, wo Gelegenheiten vorhanden sind, sondern durchschreitet den Flur nach der Hintertür und öffnet diese. Es rieselt und plätschert, und in das große Rieseln und Plätschern der Natur mischt Vater Hansen sein eigenes. Seine Unterscheidungsfähigkeit hat etwas nachgelassen, so rinnt alles ineinander. Mutter Hansen hat inzwischen gehört, dass der Eheliebste nach Hause gekommen ist, steht auf und begibt sich an den Treppenaufgang und will nachsehen, was denn nun eigentlich ist. Da dreht Vater Hansen sich halbwegs herum und ruft ihr kläglich zu: „Mudder, grööt de Kinner, ik piss mi doot.“

⁸ Einleitung zu dieser Anekdote von der Herausgeberin gekürzt gemäß Peters' Wunsch, die Identität der Personen nicht preiszugeben.

⁹ Name und Ort im Typoskript von Peters handschriftlich geändert.

[Fritz Lau und Gustav Frenssen]

Fritz Lau föhrt mal mit de Westbahn dal na Hamborg to, as he dat ümmer deit, in 'e veerte Klass. Dor kann een noch richtig 'n Woort snacken. No, dor sitt em denn 'n Fro gegenöver, un Fritz Lau, de maakt den Anfang un seggt: „No, wo sünd Se denn her, wo wüllt Se denn hen?“ – „Jo, seggt se, ik bün ut Barlt.“ – „O“, seggt Fritz Lau, „dat is jo heel schön, dor wohnt jo Gustav Frenssen.“ – „Jo“, seggt se kortaf. „Na“, meent Fritz Lau, „dat klingt jo so 'n beten wunnerlich. Hebbt Se wat gegen Gustav Frenssen?“ – „Ik kann em ni utstahn.“ – „No, worüm dat denn nich? Worüm könnt Se em denn ni utstahn?“ – „Ach, dat sünd so ole Geschichten, dat mag ik ni vertellen.“ – „Ach wenn dat so lang her is“, seggt Fritz Lau, „küntt Se mi doch gern vertellen. Dor is doch gor nix bi.“ – „Jo, ik bün jo ut Barlt, un wi sünd tosamem groot worrn, Gustav Frenssen un ik. Un ik, jo – ik harr dat in 'e School so 'n beten suer mit Lehren. Ik meen, so klook as Gustav Frenssen küntt wi jo ni all wesen.“ – „Nö, nö!“, seggt Fritz Lau, „dat deit ok gor ni nödig.“ – „Jo, un denn sünd wi ok tosamem konfirmeert worrn un dor hett he mi so 'n ollen asigen Spruch in 't Album schreven.“ – „So, hett he dat? Wat weer dat denn för 'n Spruch?“ – „Nä, dat mag ik ni seggen.“ – „Ach, küntt Se mi doch gern vertellen! Dat Se konfirmeert worrn, dat is doch nu lang her, ik taxeer, dat is jo doch föfftig Johr her, dat küntt Se mi nu doch gern vertellen.“ – „Nä, dat mag ik ni seggen.“ – „Man to, segg Se doch mal!“ – „Na, dat is jo ok wohr, dat is jo würlklich lang her, un de asige Spruch in mien Album, de heet:

„Liebe Freundin, bleibe dumm!

Denn warum?

Weil in den verflossenen Jahren

viele Dumme glücklich waren!“

[Friedrich Hebbel]

1.

Der arme Maurerssohn Friedrich Hebbel aus Wesselburen hieß noch Christian Hebbel und im Platt seiner Heimat Krüschan Hebbel, als er in Wesselburen beim Kirchspielvogt Mohr Schreiberdienste tat. Es ist ja bekannt, dass dieser ihn förderte, soweit es damals möglich war, denn die großen sozialen Forderungen, die später gestellt worden sind, die waren noch nicht im Schwange. Aber jedenfalls durfte Krüschan Hebbel die sehr bedeutende Bibliothek des Kirchspielvogts benutzen, und außerdem bekam er die abgesetzten Anzüge des Kirchspielvogts, um sie zuendenzutragen, „pour les finir“. Später hat Hebbel das als eine Demütigung ausgelegt. Nach dem Urteil der alten Wesselburener hat er sich in den Bratenröcken des Herrn Kirchspielvogts sehr wohl gefühlt und seiner Würde ein Beträchtliches durch diese Kleidung hinzugefügt gefühlt. Nun war der junge Mann sehr lang aufgeschossen, und er hatte die Gewohnheit angenommen, sich beim Gehen sehr zu drehen zur Unterstützung seiner Stellung als Mann der Obrigkeit, und die Wesselburener sagten dann: „Junge, Junge! Gnade uns Gott! Gnade Gott uns' Fensterschieven; wenn he 'n Bessenstööl in 'n Mors harr!“

2.

Als dann später von Friedrich Hebbel oft in den Zeitungen die Rede war, zeigten sich die Wesselburener natürlich aufs Äußerste verwundert und waren der Ansicht, dies alles: der Doktor Friedrich von Hebbel – das alles müsse ja ein Irrtum sein.

Klaus Groth besuchte einmal eine alte Tante in Wesselburen, und diese Tante konnte nun doch nicht die Wesselburener Voreingenommenheit gegen „den ollen Bengel Krüschan Hebbel“ mitmachen. Klaus Groth war nun auch schon ein bekannter Mann im Lande und für die Tante natürlich unbedingte Autorität und als er sie eines Tages besuchte, wollte sie die Gelegenheit

benutzen, auch gleich über Krüschan Hebbel das richtige Wort zu erfahren, und sagte also: „nu segg Du mal Klas, do ward je nu so veel vun Krüschan Hebbel snackt un schreven. Wat höllst Du dor eigentlich vun?“ – „Ja, Tante, wat schall ik dor veel vun holen, wat is dor veel an? He is jo ut Wesselburen.“ – „Klas, Klas, ik höör di sli kern! Aver Du hest hölten Töffeln an! Nu segg mal richtig, wat is dat eigentlich mit Krüschan Hebbel?“ – „Ja, Tante, denn mal ernsthaftig! Krüschan Hebbel, he is ut Wesselburen. Aver he is de gröttste Dichter, de na Schiller un Goethe kamen is.“ Und dor sä de Tante: „So, Klas. Dat meenst Du.“

3.

In Wesselburen, Hebbels Geburtsstadt, lebte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Arzt Doktor Schlöhmer, der einen Sohn hatte, aus dem nichts Rechtes werden wollte. Er wurde Kaufmann, ein sehr weitgreifender Begriff, man kann sich immer nicht recht vorstellen, was damit eigentlich gemeint ist. Es handelte sich bei dem Kaufmann Schlöhmer aus Wesselburen nicht um einen Herren, der nun in Hamburg an der Börse verkehrte, er war in einem großen Geschäft ein einfacher Schreiber. Eigentlich führte er in Hamburg ein sehr zurückgezogenes und ärmliches Leben, war aber ein Mensch voller Begeisterung für die Dichtung und voll Begeisterung vor allem für seinen großen Landsmann Hebbel, dessen Werke er genau studiert hatte und in denen er sich besonders angezogen fühlte durch Arbeiten, die mehr am Rande stehen bei Hebbel, also zum Beispiel durch die Erzählungen, in denen Hebbel es darauf anlegt, das Grausige in das Lächerliche zu mischen und überhaupt sonderbare Effekte hervorzubringen, die im Zusammenhang stehen mit gewissen künstlerischen Absichten der Romantik, Grauen und Lächerlichkeit zugleich zu erzeugen.

Also Schlöhmer, der große Hebbel-Enthusiast, machte eines Tages die Bekanntschaft der damals noch lebenden Witwe Hebbels, die von der Begeisterung des jungen Wesselbureners sehr

gerührt war und einen Briefwechsel anging, der so weit ging, dass Schlöhmer in gewisser Weise zur Familie Hebbel gehörte und eines Tages denn auch in Kenntnis gesetzt wurde von einem Todesfall in der Familie Hebbel.

Da fühlte sich Schlöhmer, obgleich ihm das Geld so sehr knapp war, genötigt, nach Wien zu fahren, um an der Beerdigung teilzunehmen. Mit einem Hintergedanken tat er das: denn die Gruft Hebbels musste ja nun geöffnet werden, um den neuen Sarg aufzunehmen, und er hatte klopfenden Herzens die Gelegenheit, in die Gruft niederzusteigen und den Sarg des Verehrten und Verewigten zu sehen, den Sarg, der einigermaßen zusammengesunken war, so dass man in das Innere hineinsehen konnte – und da lag er: der *Grosse, Friedrich Hebbel*. Der schwarze Gehrock, in dem man ihn beerdigt hatte, war noch vorhanden, die Hände waren auf der Brust gefaltet, das Skelett der Hände – und in überwallender Begeisterung ergriff Schlöhmer die Hand des Verehrten – und dabei geschah es, dass ein Fingerknochen, ein ganz kleiner Knochen, in seinen Händen blieb. Nun wollte Schlöhmer natürlich gern dem großen Manne seine Integrität erhalten, aber auf der andern Seite war auch die Verlockung zu stark, diesen Knochen an sich zu nehmen, immer in einer sozusagen unmittelbaren Berührung mit Hebbel zu bleiben, und dieser Versuchung erlag er, und also steckte er den kleinen Knochen in die Westentasche, in der er jahrelang sein Dasein führen musste und zuletzt in der Tasche ganz blankgeschliffen war.

Eine Besonderheit bei Schlöhmer war das Umbetten, denn er hatte es sehr mit den funebren Veranstaltungen, und darum war er auch so gern nach Wien gefahren zur Beerdigung. Da wurde ja nun der Hamburger Hauptbahnhof gebaut. Wo jetzt der Hamburger Hauptbahnhof steht, war damals der St. Georgs-Friedhof, und auf dem St. Georgs-Friedhof lag Elise Lensing begraben. Das Grab der Elise Lensing musste notwendig vor der Zerstörung bewahrt werden, wenn irgendwo eine Umbettung am Platze war, dann hier.

Für das Unternehmen musste ja nun aber Geld vorhanden sein, und bei Schlöhmer war das nicht da. Und der Getreue und Unermüdliche machte sich nun auf die Jagd nach dem schnöden Gelde. Dazu musste er nun allerlei unternehmen, und meistens hatte er keinen Erfolg. Er war der Meinung, dass das Schicksal der Elise Lensing ja besonders den Frauen ans Herz gehen müsse – und dass die Frauen, wenn sie aufgerufen würden, für *diese* Umbettung zu spenden, sehr tief in ihr Portemonnaie greifen würden. Aber es durften selbstverständlich nicht irgendwelche Frauen sein, sondern am besten war es ja doch wohl, das empfahl sich ohne weiteres, sich an die Frauen der Senatoren zu wenden. Da war der meiste Erfolg zu erhoffen. Es kam denn auch etwas zustande wie eine Versammlung der Frauen der Senatoren, und auf dieser Versammlung wollte Schlöhmer vortragen, was ihm am Herzen lag wie nichts anderes auf der Welt. Die Damen zeigten sich nun über Elise Lensing und Friedrich Hebbel sehr wenig unterrichtet. Schlöhmer musste einen Vortrag halten, von dem denn die Damen am Schluss doch noch nicht recht befriedigt waren. Und eine stellte dann die Frage, Herr Schlöhmer möge doch darlegen, in welchem Verhältnis, in welchem genauen Verhältnis denn nun eigentlich besagte Elise Lensing zu diesem Friedrich Hebbel gestanden habe. Und darauf sagte Schlöhmer – der Wahrheit gemäß und auch seinem empfindlichen Herzen entsprechend in aller Unschuld – „Sie war seine Geliebte.“ Darauf ein kleiner Schrei in der Damenversammlung, und die Vorsitzende erhebt sich: „Mein Herr, unter diesen Umständen können Sie nicht von uns erwarten, dass wir die Bestrebungen zu dieser Umbettung unterstützen.“

Nach diesem Fehlschlag wollte er es jetzt mit den Herren Senatoren versuchen und ging also zu dem ersten Senator – er brauchte sie ja nicht alle zusammenzutrommeln – er konnte sie ja auch einzeln in ihren Büros aufsuchen – trug ihm seine Sache vor. Der Herr Senator stellte dieselbe Frage, die eine der Damen gestellt hatte: „Sagen Sie mal, mein lieber Schlöhmer, in wel-

chem Verhältnis stand denn nun eigentlich diese Elise Lensing zu dem – na Hebbel hieß er doch, nicht wahr? Wie war das Verhältnis eigentlich?“ „Ja, Herr Senator, sie war seine Geliebte.“ – „Nein, nein, nein, Schlöhmer, also nein, nein, das geht nicht. Wenn wir nun alle anfangen wollten, unsern Geliebten Denkmäler zu setzen – wohin kämen wir dann?“ Also der Herr Senator war nach der glühenden Schilderung Schlöhmers offenbar bereit, diesem Mann da aus Dithmarschen etwa den Rang eines Senators einzuräumen. „Aber wenn wir nun anfangen, alle unsern Geliebten Denkmäler zu setzen, nein – das geht zu weit.“ Also auch dies war wieder fehlgeschlagen, inzwischen ging die Zerstörung des St. Georgs-Friedhofs immer weiter, und eines Tages stand die Schaufel des Arbeiters unmittelbar vor dem Grabe der Elise Lensing. Schlöhmer hatte mit dem Friedhofswärter, der das immer noch überwachte, die Abmachung getroffen, dass in diesem Falle Schlöhmer sofort benachrichtigt werden müsse, und so traf er denn ein. Der Totengräber von St. Georg hatte schon alles hinweggeräumt, er war ja kein gewöhnlicher Arbeiter – und da lag nun Elise Lensing, das heißt das, was von ihr noch vorhanden war – und das *war* nicht viel. Eigentlich ein paar Knochen und etwas rotblondes Haar. Wie nun aber die sterblichen Überreste der Elise Lensing in Sicherheit bringen? – vor der Zerstörerwut der neuen Zeit? Die Mittel Schlöhmers reichten ja nicht weit, er konnte ja keinen Wagen bestellen, hatte sich aber vorgesehen und hatte eine Hutschachtel mitgebracht, eine bemalte Hutschachtel wie man sie früher hatte – so mit Rosen gerändert. Und bei seiner Ankunft stand also der Totengräber am Grabe und wies auf Elise Lensing und sagte: „Ja, Herr Schlöhmer, dat is se nu. Dat is man 'n lütt Minsch ween.“ Nach dieser Feststellung fing Schlöhmer an – und was blieb ihm auch anderes übrig – die Überreste der Elise Lensing in seine Hutschachtel zu sammeln und davonzutragen. Und mit dieser Hutschachtel ist er nun im Lande umhergezogen und hat Leute, die er für einflussreich hielt, für eine richtige Umbettung gewinnen wollen. Und so ist er auch

zu Gustav Frenssen gekommen. Gustav Frenssen hat sich aber auch nicht bereitgefunden, große Mittel für die Umbettung bereitzustellen, er hat nur in die Hutschachtel hineingeguckt und dabei festgestellt: „Ja, wunderbar. So kriege ich also in meinem Alter auch noch was von Elise Lensing zu sehen.“

Also diese Angelegenheit war sehr weitläufig, zeitraubend und immer erfolglos, und es bedurfte eben des ganzen Eifers eines Schlöhmer, um dabei nicht zu ermüden. Denn es war eine aufreibende Tätigkeit, das Ganze, denn bei Nacht erschien ihm der Geist Friedrich Hebbels und forderte gebieterisch die Wiederherstellung der Integrität seiner Persönlichkeit. Es war aber nun für Schlöhmer unmöglich, das zu tun, er konnte ja nicht nach Wien fahren, die Gruft öffnen und Friedrich Hebbel seinen Fingerknochen zurückgeben. Aber endlich waren doch alle Hindernisse beseitigt, und Elise Lensing wurde nun tatsächlich umgebettet, erhielt auch einen würdigen Stein auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Es waren sogar einige prominente Persönlichkeiten aus Hamburg dabei, sogar einige Universitätsprofessoren, es war sehr feierlich und es war der größte Tag im Leben Schlöhmers.

Und als nun Elise Lensing an ihre endgültige Ruhestätte gelangt war, und Schlöhmer tiefsinnig und von tausend Gefühlen zerrissen an ihrem Grabe stand, da griff seine Hand in die Westentasche, nahm den Knochen zwischen zwei Finger und warf unauffällig den Knochen zu Elise Lensing ins Grab, so dass nun zum Schluss dieses anstößige Verhältnis durch Schlöhmer legitimiert wurde.

[Kantor Pauly]

1.

Ein Vorfahre des Regierungsdirektors Pauly, früheren Landrats von Süderdithmarschen, war der Kantor Pauly in Heide, kurz Kanter Pauly genannt. Es war ein etwas eigentümlicher Herr, der besonders darauf bedacht war, mit dem Geld sehr sparsam umzugehen. Er hatte wohl auch alle Veranlassung, nichts zu verschwenden.

Es gelang ihm aber immer – in bescheidenen Grenzen natürlich – Ferienreisen zu machen. Nicht wie heutzutage mit Touropa irgendwohin in fremde Länder, er blieb schön, wie es sich für die damalige Zeit geziemte, im Lande, im meerumschlungenen Lande, und da war es ja sehr schön, dann sich die alten Freunde und Kollegen vom Seminar auszusuchen, die ihn zu beherbergen hatten. Auf diese Weise kam Kanter Pauly in allen Ferien auf seine Kosten. Erstens machte er eine Reise und zweitens war das Geld für seinen Lebensunterhalt während dieser Zeit gespart. Kein Geld auszugeben für Reisen in den Ferien und für den Unterhalt seiner Person, das war schließlich zu einem Prinzip bei ihm geworden, an dem unbedingt festzuhalten war. Nun musste es ihm aber geschehen, dass er auf der Wanderung von einem Freunde unterwegs nach Heide das Missgeschick hatte, sich den Fuß zu verknaxen, es war also keine Möglichkeit mehr, Heide zu erreichen – Wohin wäre die Weltanschauung des „Nicht-Geld-Ausgebens“ gekommen, wenn er nun also einen Wagen gemietet hätte, um sich nach Hause fahren zu lassen. Ein Problem, ein Dilemma! Da fiel ihm zur rechten Zeit noch ein, dass er ja sowieso eine Fuhre Torf noch gebrauche, er ging also in einem Dorf, nicht mehr allzu fern von Heide – es war ihm Gott sei Dank erst in der Nähe der Heimat das Missgeschick zugestoßen – ging zu einem Bauern, kaufte ein Fuder Torf und verlangte, dass es auch gleich angefahren werde. Diesem Wunsche wurde genügt, Kanter Pauly stieg auf den Torfwagen und fuhr also mit

dem Torfwagen nach Heide zurück, und das Prinzip, in den Ferien kein Geld auszugeben, war gerettet.

2.

Der Kanter Pauly war bestrebt, wie es jeder anständige Schulmeister soll, sich fortzubilden, und so hatte er in seiner Zeit denn von Herbarth gehört und hatte auch Herbarth gelesen und von ihm erfahren, dass man für Erziehung und Unterricht nach Möglichkeit die Lustgefühle nutzbar machen soll. Nun ja, wenn die Lustgefühle eine so große Bedeutung haben im menschlichen Leben, eine so positive Bedeutung, dann müssen Schmerzgefühle vermieden werden, das war klar – und da war im Leben des Kanters Pauly ein besonderes Schmerzgefühl. Zur damaligen Zeit wurde das Gehalt der Lehrer und aller Beamten überhaupt vierteljährlich ausgezahlt, und es war ein sehr arges Schmerzgefühl für Kanter Pauly, das Gehalt schwinden zu sehen. Es ging gewöhnlich dem Ende zu, wenn das Ende des Vierteljahres noch ziemlich weit entfernt war. Und um nun diesem Schmerzgefühl zu entgehen, kam er auf einen glücklichen Gedanken: Er befestigte mit einigen Nägeln am Türpfosten eine leere Zigarrenkiste, in die er wohl hineingreifen, aber nicht hineinsehen konnte. Und so entnahm er dieser seiner Bank das zum Leben Notwendige und konnte seine Wünsche befriedigen, ohne dabei vor Augen zu sehen, dass die Befriedigung der Wünsche leider nur mit dem Schwinden des Geldes zu erkaufen ist.

Luhnstedter Geschichten

1.

Dat weer 'n poor Johren na den Krieg vun Söventig, un all Lööd snacken jo noch vun Söventig – aver Jörn Pahl in Luhnstedt weet dor am besten Bescheed. No, denn sünd de Buern jo dor mal an 'n Sünndagavend in 'n Kroog bi und verhackstückt dat mit den Freden, wo dat ween weer. Un dor verkloor ehr Jörn Pahl dat so: „As he dor nu so wat mit lang weer, mit den Krieg, do schick Bismarck mi Bott un leet mi seggen: „Jörn Pahl, wi sünd dor nu so wiet mit kloor, nu muss Du kamen un uns hölpen.“ – Na, ik denn jo los na Frankriek: Un denn sett wi uns tosamem, wi dree, ik un Bismarck un denn de Franzos Jules Favre. Wi seten an so 'n runnen Disch, so as hier in 'n Kroog. – Ik un Bismarck seten in 't Sofa, un op de anner Siet harrn wi den Franzosen. Un denn kannst jo seggen, denn kreeg Bismarck em jo dermaßen in 'e Kniep, he weer witt as de kalkte Wand, un de groten Sweetdroppen stünnen em vör 'n Kopp. Na, ji kennt mi jo, ik bün jo denn so 'n Keerl, mi dee he denn jo halfwegs leed. Un dor stött ik ünner 'n Disch denn mal Bismarck liesen an un sä em achter de Hann: „Bismarck, laat em mit veerunhalf lopen!“ Aver dor neiht Bismarck in 'n Disch und seggt: „Nee, Jörn Pahl, fief Millearden heff ik seggt, und dor laat ik keen Gröschchen vun af!“

2.

Männichmal güng dat bi 'n Snacken in 'n Kroog jo ok noch 'n beten wieder trüch. Dor kemen se op den Krieg achtunveertig bet föfftig to snacken, un denn weer dat jo „Krüschan de Achte“, dat weer jo bi Eckernföör in 'e Luft gahn – dor worr vun snackt, aver ok veel vun „Rolf Krake“, vun dat grote däänsche Schipp, dat harr vör Alsen legen un harr dor jo för oppassen schullt, dat de

Preußen ni röverkemen na Alsen.¹⁰ In Luhnstedt, dor worr veel vun „Rolf Krake“ snackt, un dat keem so:

In Ludwig-Muermann¹¹ sien lütte Kaat, dor wohn Hans-Snieder mit sien Lena. Lena, de harr dat Seggen, und Hans-Snieder, de harr nix to kopen, he künn bloß mal so an Sünndagavend na 'n Kroog utwitschen, wenn Lena wohens inlaadt weer, wenn se losweer to 'n „Suckersmölten“, sä Hans-Snieder dorto, denn he müss sik jo en beten rächen för de Tyrannin. Lena weer sünst op en gewöhnlichen Dag ümmer bi to spinnen, weer gor ni vun dat oll Spinnrad wegotprügel. Hans harr mit dat ool Spinnrad gor nix im Sinn, un he nööm dat Deert „Rolf Krake“. Eenmal is Lena denn mal wedder los to Suckersmölten, und dor is de Gelegenheit richtig, und Hans denn gau los na 'n Kroog. Un de Buern, de maakt sik denn jo nu den Spaaß ut – Hans bruuk jo nix to betahlen – se wöllt em aver jo duun maken, geven ümmer noch een ut, pass Hans jo ok, aver he mutt jo ümmer schön na de Klock kieken. Unnerdem weer Lena jo trecht mit dat Suckersmölten. Müss he jo na Huus. Un denn leep he jo bi Hinnerk gau dör den Hoff und wer ok gau tohuus, beten antüdert weer he jo nu. Un do duert dat nich lang, do deit de Döör in 'n Kroog sik wedder op, un dor steiht Hans, bleek as wenn he al den Kuhlengräver utneiht weer, kann gor keen Luft kregen vör Oprengung. De Lööd springt op vun 'n Disch und seggt: „Hans, wat is passiert? Wat is los?“ Un Hans, de kreeg 'n beten Wind wedder in 'e Lungen und segg: „Ik heff Rolf Krake in 'n Dutt folln.“

¹⁰ Rolf Krake ist der Name eines mächtigen Turmschiffes der dänischen Marine, das im Deutsch-Dänischen Krieg 1864 eingesetzt wurde, u.a. als Schutz für das dänische Heer, das sich nach einem Gefecht auf die Insel Alsen zurückgezogen hatte. Rolf Krake war ein mythischer König, dessen Tapferkeit in einem alten dänischen Epos besungen wird, welches seinen Namen trägt. Seine Geschichte wird auch im *Beowulf* erwähnt. [Anm. d. Hrsg.]

¹¹ Der Maurer Ludwig Struve war der Großvater von Friedrich Ernst Peters. Seine Mutter Marie war eine geborene Struve.

3.

Dat 's lang her, he is nu bald föfftig Johr doot, aver ik seh em noch ümmer den Steendamm ropkamen – Klas Steffens¹² nämlich, den Schooster Klas Steffens. Jeden Dag müss he bi 'n Küper mal inkieken, un denn müss he jo ümmer so 'n beten herümphilosophieren. Eenmal kümmt he denn jo ok rin, süüfzt, un de Atem geiht em swoor. He sackt op 'n Warkstedenstohl dal, un de Küper fraagt: „Na, Klas Steffens, wat is denn los?“ – Seggt Klas Steffens: „Wenn de Minsch 'n beten dumm is, dat maakt nix. Aver wat to dull is, dat is to dull. Ik sä to mien Fro: Wi wöllt Torf föhren vundaag. Ik föhr to Moor to 'n Laden, un du musst denn afladen hier. Seh di aver vör bi 't Laden! Stell dat Brett vör 't Finster, dat dat Finster nich tweismietst. Wat deit dat dumm Froonsminsch? De smiet erst dat Finster twei, un denn stellt se dat Brett dorvör!“

4.

As ik denn so wat ranwussen weer, un bloß in 'e Ferien na Huus keem, – aver jo doch ümmer noch keen Geld verdeen, dat weer em jo so 'n beten sonnerbor – denn begegen wi uns jo op 'e Dörpstraat und begröten uns. Klas Steffens kreeg mien Knopp an 'ne Jack to faten und worr mi denn jo 'n beten bröden. Denn segg he: „Guden Dag mien Jung! Wat schass du hier?“ „Jo, segg ik, ik heff Ferien.“ – „Dat 's merkwürdig“, segg he. „Schoolmeisters, Preesters, Doktors, Afthekers un Veehwark vun 't Gericht und Persinal hett all Ogenblick Ferien. Un unsreen mutt jeden Dag arbeiten. Morachs Di wat af und meenst, kömmst noch mal to wat, denn bliffs doot, un denn hest 'n Schäät. Un denn kaamt de oll Arven und segg: „Hö, ik dach, de ool Deuvel harr noch 'n beten mehr hatt!“

¹² Name von der Herausgeberin geändert.

5.

Klas Steffens worr nu ümmer öller, un för Hans Steffens, sien Söhn, worr dat Verlehn ümmer lästiger. Dat oll dumm Geld, wat dor ümmer betahlt warrn müss! Un Hans sien Fro, sien Lena, de weer dor ok dull op. Un de Ool, de dee ehr denn nu den Gefallen un worr krank. Na, Hans güng denn jeden Morgen röver na de Kaat und sehg mal na un sä den Olen Guden Dag; un Lena, de leep denn in 'e Köök op un dal un kunn dat jo nich aftöven, un männichmal weer de Döör na de Schoosterbude nich ganz to, un denn kunn de Gesell Jochen¹³, de kunn dat denn hören, wat se tosamen snacken deen, de Meister un sien Fro. Na, un Lena is jo denn nu heel doll in 'e Fohrt – und toletzt, dor kümmt jo Hans denn ok wedder und schall jo denn nu seggen, woneer as dat nu is, wo de Utsichten sünd. „Na“, seggt Hans – „He blievt noch lang nich doot, he schiet uns wat.“

¹³ Name von der Herausgeberin geändert.